

Microliving

Vielfalt im Kleinen

Angelika Jupprien
Andréa Zemp Nascimento
Richard Zemp



Impressum

Microliving - Vielfalt im Kleinen

Autoren

Angelika Jupprien, Andréa Zemp Nascimento, Richard Zemp

Kontakt: kollektivort@gmail.com

Lektorat

Kirsten Thietz

Herausgeber

Hawa Sliding Solutions AG

Untere Fischbachstrasse 4

8932 Mettmenstetten

Schweiz

Tel. +41 44 787 17 17

Fax +41 44 787 17 18

E-Mail: info@hawa.com

&

kollektivort

Architektur | Raumforschung | Fotografie

Brauerstrasse 51

8004 Zürich

E-Mail: kollektivort@gmail.com

© Texte: Angelika Jupprien, Andréa Zemp Nascimento, Richard Zemp

© Bilder: die Fotografinnen und Fotografen, Architektinnen und Architekten (siehe Bildlegenden)

© Titelbild: Pedro Napolitano Prata

Microliving

Vielfalt im Kleinen

Einleitung	5
Kleine Haushalte - grosse Vielfalt	7
“Small is Beautiful”: Gestern und Heute	11
Grosszügigkeit im Kleinen: Fünf Punkte	17
Vernetzung	18
Improvisation	20
Einzigartigkeit	22
Beweglichkeit	27
Mehrdeutigkeit	30
Literatur	32
Autoren	34

«Besonders in Städten stellen Single-Haushalte schon heute die Mehrheit dar. Deshalb haben die Formen, die den Bewohnern einer Stadt angeboten werden, immer weniger mit dem Leben zu tun, das in ihnen stattfindet.»¹

Die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft und die Ausdifferenzierung der Lebensstile haben nicht nur zur Konsequenz, dass sich unsere Ansprüche an das Wohnen immer stärker voneinander unterscheiden. Auch unsere Wohnbiografien werden mehrmals im Leben auf den Kopf gestellt. Auffallend dabei ist: Immer mehr Menschen leben heutzutage immer häufiger alleine. Die Wohnforschung spricht von einer regelrechten Explosion der Ein- bzw. Zweipersonenhaushalte. Was ferner auffällt ist, dass unsere Alltagsabläufe immer weniger vorgegebenen Raumfunktionen folgen. Um ein Beispiel zu nennen: Während häusliche Tätigkeiten, wie etwa die Zubereitung von Mahlzeiten und die Betreuung der Kinder, aus unserer Wohnung ausgelagert werden, erledigen wir unsere Büroarbeit vermehrt vom Küchentisch oder sogar vom Bett aus. Die Frage, inwiefern das gängige Wohnangebot den veränderten Anforderungen gerecht wird, scheint mehr als berechtigt zu sein. Dabei geht es nicht nur darum, eine Antwort auf heutige Lebensrealitäten zu finden. Auch die zunehmende Ressourcenknappheit legt nahe, dass der Wohnungsbau unter Zugzwang steht: Die geforderte ressourcenschonende Lebensweise gelingt erst dann, wenn wir uns über neue Wohnqualitäten verständigt haben. Wohnqualitäten, welche etwa Wohlbefinden von privater Wohnfläche entkoppeln und dabei vermehrt auf Synergien zwischen Wohnung und Stadt setzen.

Vor diesem Hintergrund rücken kompakte Wohnungen heutzutage (erneut) in den Fokus. Unter dem Begriff «Microliving» oder «Mikrowohnen» sind in den letzten Jahren vermehrt Wohnkonzepte entstanden, welche kompakte Kleinwohnungen um Zusatzleistungen und gemeinsam geteilte Infrastruktur und Räume ergänzen.

«Eine Größe passt für alle» – dass diese Lösung im Wohnungsbau immer mehr zum Auslaufmodell wird, gilt auch für das Microliving. Zu unterschiedlich sind die Beweggründe, sich für eine solche Wohnform zu entscheiden. Die Lebensrealitäten sind im Alltag komplexer und vielfältiger, als sie in der Trendforschung gerne abgebildet werden. Diese Komplexität und

¹ Maak, N. (2014). Wohnkomplex. München: Carl Hanser Verlag. S. 175

Vielfalt gilt es, in der Diskussion um Microliving zu berücksichtigen, denn ansonsten besteht die Gefahr, das Potenzial dieser Wohnform für den gelebten Alltag ihrer Bewohner*innen nicht auszuschöpfen. Nicht zuletzt verlangt diese Wohnform neben der baulich-räumlichen Entsprechung auch eine sorgfältige Einbettung in ein funktionierendes infrastrukturelles und soziales Netzwerk, damit die radikale Reduzierung der privaten Wohnfläche tatsächlich als Mehrwert erlebt werden kann. Schliesslich geht es nicht nur um die Befriedigung der Grundbedürfnisse, sondern um Freiräume für persönliche Lebensgestaltung.

Der Titel dieser Broschüre ist Programm. Auf knappem Raum soll sie dem interessierten Leser einen vielfältigen Überblick rund um Microliving verschaffen. So neu der Begriff auch klingen mag, die Frage nach der kleinen und praktischen Wohnung beschäftigte den modernen Wohnungsbau von Anfang an und immer wieder. Es lohnt sich also, sowohl einen Blick zurück in die Geschichte als auch nach vorne in die Zukunft zu werfen. Was waren damals die Beweggründe und was sind heutzutage die Treiber, die diese Wohnform wieder attraktiv machen? Wie schlagen sich die veränderten Wohnbedürfnisse schliesslich in den heutigen Kleinwohnungen nieder? Welche baulich-räumlichen Mittel verhelfen dem „Kleinen“ zu einer Vielfalt? Auf den folgenden Seiten wird diesen und anderen Fragen nachgegangen.

Kleine Haushalte grosse Vielfalt

Lebensmuster, Haushaltsformen, Arbeitsstrukturen und Mobilitätsverhalten verändern sich, Schritt für Schritt. Die Folgen des Klimawandels und des Ressourcenverbrauchs sind bereits heute spürbar. Alle diese Veränderungen haben nicht zuletzt Konsequenzen für die Art und Weise, wie wir wohnen werden. Doch was heisst «zeitgemässes» Wohnen? Befasst man sich mit veränderten Wohnformen, ist es deshalb wichtig, sich zunächst mit den wesentlichen sozialen Veränderungen und ihren Auswirkungen auf unsere Wohnbedürfnisse zu beschäftigen.

Generell lässt sich heutzutage eine wachsende Vielfalt von Lebensstilen feststellen. Das heisst, traditionell «vorgegebene» Lebensläufe werden zunehmend hinterfragt und um neue Modelle der Lebensführung ergänzt. Dies zeigt sich auch in unserer Wohnbiografie, welche immer mehr Brüche, Umwege und Experimente aufweist. Auch die Bandbreite familiärer Beziehungen nimmt zu: So entscheiden sich immer mehr Menschen bewusst für «Wahlfamilien» auf Zeit. Unser Mobilitätsverhalten wird durch die allgegenwärtige Digitalisierung beeinflusst und führt zu völlig neuen Arbeitszeitmodellen und einer Rückverlagerung gewerblicher Tätigkeiten in die Wohnungen. Dies bietet einerseits neue Möglichkeiten für die individuelle Lebensgestaltung. Andererseits werden durch Automatisierung und Outsourcing auch soziale Unterschiede verstärkt. Die zunehmende Individualisierung führt aber auch zu einem Bedarf an neuen Räumen, welche veränderte Formen des Zusammenlebens stimulieren.

Im Zusammenhang mit dem wachsenden Bedarf an kleinen Wohneinheiten steht die steigende Anzahl von Ein- und Zweipersonenhaushalten. So prognostiziert das Schweizerische Bundesamt für Statistik in seinen Szenarien zur Entwicklung der Haushalte¹ in der Schweiz einen Zuwachs der Zweipersonenhaushalte zwischen 2017 und 2045 von 26 Prozent, bei den Einpersonenhaushalten gar um 31 Prozent. Ein ähnliches Bild lässt sich für viele andere europäische Länder zeichnen.

¹ Schweizerische Eidgenossenschaft, Bundesamt für Statistik (Hrsg.). Szenarien zur Entwicklung der Haushalte 2017–2045. (Korrigierte Version, 24.11.2017). Abgerufen von <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/zukunftige-entwicklung/haushaltsszenarien.assetdetail.3682859.html>, S. 1–3

Was für Lebensentwürfe und Beweggründe stehen hinter diesen Zahlen? Erstens lässt sich sagen, dass es sich um eine immer heterogenere Gruppe mit unterschiedlichen Lebenshintergründen handelt, genauso wie die Motivation und die Dauer des Alleine- oder Zu-zweit-Lebens je nach Lebensphase variieren. Gerade das Alleineleben kann als Akt persönlicher «Freiheit» oder als Schicksalsschlag empfunden werden. Vor allem in jüngeren Lebensjahren – etwa nach dem Verlassen des Elternhauses – kann das Leben im eigenen Kleinhaushalt einen wichtigen persönlichen Entwicklungsschritt darstellen. Dass junge Erwachsene zwischen 18 und 34 Jahren hauptsächlich die Wohngemeinschaft («Zweck-WG») als eine lebensphasenbezogene Wohnform nutzen oder sogar weiterhin im Elternhaus wohnen, hat heutzutage oft ganz praktische Gründe. Denn mit der immer längeren Ausbildungszeit und dem späteren Eintritt in das Erwerbsleben und damit in die ökonomische Unabhängigkeit stellen die limitierten finanziellen Mittel ein Hindernis dar, einen eigenen Haushalt zu gründen. Des Weiteren gründen jüngere Generationen immer später eine eigene Familie, umso mehr werden haushaltsübergreifende Partnerbeziehungen bei jungen Erwachsenen zur Regel. Im Erwachsenenalter ist das Alleinleben oft durch Trennung und Scheidung bedingt, auch alleinerziehende Eltern leben nach dem Auszug ihrer Kinder erneut in einem Einpersonenhaushalt. Neben der steigenden Scheidungsrate ist der hohe Anstieg der Kleinhaushalte aber vor allem durch den Eintritt der geburtenreichen Babyboomer-Generation (1945–1964) ins Rentenalter bedingt. Kennzeichnend für diese Generation ist eine gesunde und lange nachberufliche Lebensphase. Von der Vorkriegsgeneration unterscheidet sie sich durch den Wunsch, möglichst lange selbstbestimmt in der eigenen Wohnung zu leben und ihren Lebensalltag selber zu gestalten.

Alleine zu leben heisst nicht zwingend, alleine zu sein. Entgegen der weit verbreiteten Meinung muss Individualisierung nicht notwendigerweise zu einer Auflösung sozialer Beziehungen beigetragen. Vielmehr findet eine Auslagerung und Diversifizierung sozialer Beziehungen über die Grenzen des eigenen Haushalts hinaus statt. Familiäre Kontakte, etwa zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern, zwischen Grosseltern und den Enkelkindern, sind heute häufiger als früher über die Haushaltsgrenzen hinausgehende soziale Arrangements, in denen die Grosseltern die Betreuung der Enkelkinder übernehmen. Auch Nachbarschaftskontakte und Freundschaftsbeziehungen zeigen zwischen alleinlebenden Personen und nicht alleinlebenden Personen kaum mehr klare Unterschiede, wobei der soziale Aspekt des Austauschs bei ersteren im Vordergrund steht.

Auch soziale Lebenslagen variieren bei Alleinlebenden. Neben Alleinlebenden im Erwachsenenalter, die ihren eigenen Haushalt trotz Paarbeziehung nicht aufgeben, oder Zweipersonenhaushalten ohne Kinder, in denen beide Partner berufstätig und finanziell gut gestellt sind, findet man zunehmend auch sozial schwache und desintegrierte Alleinlebende. Die Haushaltsform sagt also genauso wenig über die individuelle Lebenssituation wie über das soziale Beziehungsnetz aus.

Wie wirken sich all diese Aspekte auf die veränderten Wohnbedürfnisse aus? Ernst Hubeli bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: «Weder die heterogenen Wohnbedürfnisse noch der vielfältige Gebrauch passen in ein Schema. Es stellt sich nicht die Frage, welche Funktionen und wie viele Quadratmeter eine Wohnung anbietet, sondern welche Spielräume sie öffnet – für Unbekanntes, Provisorisches und Unvorhersehbares.»²

Die lebensgeschichtlichen und sozialen Unterschiede bei Alleinlebenden und Kleinhaushalten sind also enorm und damit auch ihre Wohnbedürfnisse. Diese Vielfalt gilt es in der Diskussion um das Angebot an kleineren Wohneinheiten zu berücksichtigen. Gerade in der Diskussion um Microliving lässt sich indessen eine Konzentration auf junge, beruflich und finanziell gut gestellte Erwachsene festmachen, wobei der Bedarf an temporären Wohnmöglichkeiten für Berufsnomaden im digitalen Zeitalter fokussiert wird. Diese Studien werden nicht zuletzt von Immobilienunternehmen in Auftrag gegeben, welche diese Zielgruppen im Auge haben. Die Reduzierung der privaten Wohnfläche geht hier mit einer Reduzierung der eben besprochenen Vielfalt auf eine ökonomisch interessante Zielgruppe einher. Dies ist insofern problematisch, als es nicht zu einer Entspannung des Wohnungsmarktes beiträgt, sondern im Gegenteil. Hierzu einige Beispiele:

Ältere alleinstehende Personen leben nach dem Auszug der Kinder oder dem Tod des Partners oft weiterhin in der Familienwohnung, weil das Angebot an bezahlbaren kleinen Wohneinheiten im vertrauten Wohnumfeld beschränkt ist. Bei jungen Erwachsenen führt die bereits erwähnte Verlängerung der postadoleszenten Phase ebenfalls zu einem Bedarf an erschwinglichen Kleinwohnungen. Andererseits wohnen sowohl junge kinderlose Doppelverdiener (sogenannte Dinks – double income no kids) als auch Paare mit verschiedenen Adressen (Living Apart-Together) nicht selten in Familienwohnungen. In beiden Fällen zeigt sich darin ein Mangel an passenden Kleinwohnungen, was sich in der Folge nachteilig auf das Angebot an Familienwohnungen auswirkt, da beide Gruppen in der Regel finanziell besser gestellt sind als klassische Familienhaushalte.

Es gibt also eine wachsende Anzahl potenzieller Mieter*innen, die weder grosse noch teure Wohnungen nachfragt. Tatsächlich hinkt aber das Angebot an kleinen Wohneinheiten der Vielfalt auf der Nachfrageseite hinterher. Es wäre also wünschenswert, dass verschiedene institutionelle und gemeinnützige Bauträgerschaften diese Wohnform für breitere Bevölkerungsschichten zugänglich machen.

So unterschiedlich die Lebensgeschichten von Allein- und Zu-zweit-Lebenden sind, so lässt sich doch festmachen, dass diese Zielgruppen auf ein infrastrukturell und sozial gut funktionierendes Netzwerk angewiesen sind. Dies gilt für Personen im Seniorenalter, welche Kleinwohnungen in zentraler Lage mit leichter Erreichbarkeit von Geschäften, Restaurants

² Hubeli, E. (2020). Die neue Krise der Städte: Zur Wohnungsfrage im 21. Jahrhundert. Zürich: Rotpunktverlag. S. 61

und medizinischer Versorgung bevorzugen, aber auch für die als «Urbaniten» bezeichneten jungen Erwachsenen, die den privaten Haushalt bewusst auf das Minimum reduzieren und stattdessen das öffentliche Alltagsleben in der Stadt bevorzugen. Beide Gruppen haben weniger Interesse an grossen Wohnungen, sondern an einem sozial und infrastrukturell gut funktionierenden Quartier.

“Small is Beautiful”: Gestern und Heute

Der Begriff Microliving beschreibt das «Wohnen auf kleiner Fläche, dessen Grundrisse alles Notwendige – wie Schlafen, Küche oder Bad – für ein eigenständiges Wohnen bereitstellen»¹ und scheint zunächst relativ eindeutig. Allerdings ist das Verständnis der sogenannten «kleinen Fläche» relativ, da es erstens immer von einem rein numerischen Durchschnitt ausgeht, der zweitens je nach Land unterschiedlich interpretiert wird. So spricht man beispielsweise in der Schweiz – ausgehend von einem durchschnittlichen Flächenbedarf von 46 Quadratmetern pro Bewohner ² – bis zu 30 Quadratmetern noch von «Mikrowohnen». In Japan hingegen, wo jede Person im Durchschnitt nur über 22.30 Quadratmeter Wohnfläche verfügt,³ werden Mikrowohnungen mit lediglich 5.78 Quadratmetern ⁴ angeboten. Die Spanne ist also weit und die Orientierung an rechnerischen Durchschnittswerten bei der Betrachtung der möglichen Bedeutung dieser Wohnform nur bedingt hilfreich.

Dies ist auch deshalb der Fall, weil die spezifischen regionalen Kontexte keineswegs konstant bleiben. Vielmehr verändern sich die gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen stetig. Diese wirken wiederum auf die Formen des Zusammenlebens, welche sich immer in veränderten räumlichen Strukturen und Situationen zeigen. Beispielhaft seien hier die Entwicklung der Realeinkommen sowie demografische Entwicklungen und das sich wandelnde Verhältnis von Wohnen und Arbeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts genannt – Rahmenbedingungen, die die Anforderungen der Haushalte an das Wohnen drastisch verändert und u. a. dazu geführt haben, dass sich die durchschnittliche Wohnfläche pro Person in der Schweiz seit den 1950er Jahren nahezu verdreifacht hat.

¹ Breit, S. & Gürtler, D. (2018): Microliving. Urbanes Wohnen im 21. Jahrhundert. Rüschlikon: GDI Gottlieb Duttweiler Institute. S. 9

² <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bauwohnungswesen/wohnungen/wohnverhaeltnisse/flaechenverbrauch.html>

³ <https://resources.realestate.co.jp/living/how-much-living-space-does-the-average-household-have-in-japan/>

⁴ <https://www.nzz.ch/gesellschaft/ein-monat-auf-578-quadratmetern-tokio-ld.1314878>

In den letzten Jahren zeichnet sich indessen ein Umdenken ab, da vor allem ökologische Gründe und knappe Bodenressourcen eine Reduzierung der privaten Wohnflächen nahelegen. Frei nach Hartmut Häussermann und Walter Siebel spiegelt der Wandel der Wohnkultur stets den sozialen Wandel wider.⁵

Wohnen ist zudem immer konkret an den individuellen Realitäten orientiert, weshalb es das «durchschnittliche Wohnen» nicht gibt – man lebt nicht «mikro», weil man in einer Mikrowohnung lebt. Wohnen ist etwas sehr Persönliches. Indem wir uns unseren Wohnraum auf vielfältige und individuelle Weise zu eigen machen, wird unsere Wohnung zu dem Ort, wo wir uns «zu Hause» fühlen.⁶ Im Gebrauch von Raum und Dingen schaffen wir uns einen eigenen Ort, dem wir unseren Stempel aufdrücken. Wohnqualität wird wesentlich davon beeinflusst, wie viel Handlungsspielraum die Wohnung bietet. Dieser Handlungsspielraum ist keineswegs proportional an die Wohnfläche noch an die eigenen vier Wände gebunden. Auch draussen machen wir unsere Erfahrungen, fühlen wir uns zu Hause und hinterlassen im besten Fall unsere Spuren, weshalb die Philosophin Ute Guzzoni denn auch feststellt: «Wir sind nicht isolierte Punkte in einem neutralen Raum, sondern nehmen Plätze und Orte ein, folgen Orientierungen und erfahren Situationen in einem durch eine Vielzahl von Bedeutungslinien durchzogenen Beziehungsgefüge, dem wir eben dadurch zugehören, dass wir es bewohnen.»⁷ Im besten Fall geht die Reduzierung der privaten Wohnfläche Hand in Hand mit einer Mannigfaltigkeit im Umfeld.

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass die Organisation von Wohnraum auf einer kleinen Fläche schon Anfang des 20. Jahrhunderts auf der Agenda der Avantgarde stand und bereits damals zu verschiedenen Typologien von Kleinwohnungen mit unterschiedlichen Nutzungskonzepten führte. Die Beweggründe waren dabei unterschiedlich. Mal stand die Flächenoptimierung im Zeichen der Bezahlbarkeit im Vordergrund, mal ging es um die effiziente Bewältigung der Hausarbeit in der arbeitsteiligen Industriegesellschaft. Die neuen Kleinstwohnungen sollten bezahlbar sein und trotzdem über alle modernen Funktionen wie Küche, Bad und WC verfügen. Bewegungsabläufe und Mindestabstände wurden vermessen und optimiert, neue minimierte Grundrisse entwickelt und industrielle Fertigungsmethoden erprobt, um das gesamte Programm des Wohnens noch platzsparender unterzubringen. 1929 machte der Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) das «Wohnen für das Existenzminimum» zum zentralen Thema des Kongresses in Frankfurt. Gropius erwähnte 1929 in seinem Vortrag «Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung»⁸ sogar, dass es unrichtig sei, «das Heil in einer Vergrößerung der Räume zu erblicken, vielmehr lautet das Gebot: vergrößert die Fenster,

⁵ Häussermann, H. & Siebel, W. (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim/München: Juventa Verlag. S. 55

⁶ Guzzoni, U. (2017): Wohnen und Wandern. München: Verlag Karl Alber. S. 29

⁷ Ebd. S. 119

⁸ Gropius, W. (1930): Zusammenfassung des Vortrags «Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung» [1929]. In: Die Wohnung für das Existenzminimum. Frankfurt: Englert & Schlosser. S. 17–19

spart an Wohnraum». Ihre Vorbilder suchten die Avantgardisten etwa in Schiffskabinen oder Zugabteilen. So schlug Le Corbusier 1929 mit der Minimalwohnung Maison Loucheur ein mehrfach nutzbares Einraumkonzept von 49 Quadratmetern für einen Vierpersonenhaushalt vor, das sich durch Schiebewände und integrierte Klappbetten für die Nacht umnutzen liess. Häussermann und Siebel sehen in den Beiträgen der Architektur-Avantgarde allerdings auch den verhängnisvollen «Versuch, einen Weg aus der Wohnungsnot durch Rücknahme der Ansprüche an die Qualität der Wohnung zu finden»⁹, indem nahezu ausschliesslich auf das bezahlbare Minimum fokussiert wird und die neuen Anforderungen einer modernen und beginnend mobilen individualisierten Gesellschaft kaum Raum finden.

In der Auseinandersetzung mit der Wohnungsfrage wurde aber nicht nur aus ökonomischen Gründen mit flächensparenden Nutzungsüberlagerungen und Flexibilitätskonzepten experimentiert. Der Fokus lag auch auf dem Recht auf Individualität und einer selbstgewählten Gemeinschaft jenseits familiärer Strukturen. Mit der zunehmenden Akzeptanz des unabhängigen Alleinwohnens begann man in den 1920er Jahren das Modell der Einraumwohnung weiterzuentwickeln. Bei der «Einraumwohnung für die berufstätige Frau» integrierte Margarete Schütte-Lihotzky erstmals die Servicebereiche und Wandschränke in die Wände, um den Raum freizuspielen. Je nach Bedarf konnten die verschiedenen Funktionen dem Raum zugeordnet werden. Die Reduzierung der privaten Wohnfläche ging also mit der Auslagerung der am klassischen Familienbild orientierten Hausarbeit einher. Diese wurde nun als wohnungsbezogene Dienstleistung angeboten. Erste Apartmenthäuser, Einküchen- oder Kollektivwohnhäuser boten teil- oder vollausgestattete Kleinstwohnungen an, die durch gemeinschaftlich nutzbare Räume und Serviceeinrichtungen ergänzt wurden. Die Idee, einzelne Kleinhaushalte in einen grossen Haushalt mit gemeinsamen Esssälen, Grossküche und weiteren gemeinschaftlich nutzbaren Angeboten zu integrieren, verfolgte auch die Wohnbaugenossenschaft Heimhof mit ihrem gleichnamigen Einküchenhaus in Wien. In den 1920er Jahren vom Architekten Otto Pollak-Hellwig realisiert, verfügte der gesamte Bau über ungefähr 264 küchenlose Ein- und Zweizimmerwohnungen, die vor allem an Ehepaare und berufstätige Frauen mit und ohne Kinder vergeben wurden. In den Bestimmungen für die Vergabe der Wohnungen war denn auch zu lesen, dass die Wohnungen «grundsätzlich nur an solche Familien vergeben werden, in welchen beide Gatten im Berufe stehen». Mit der Minimierung der privaten Wohnfläche zugunsten grosszügiger kollektiv genutzter Flächen wurden also auch immer Gegenmodelle zur bürgerlichen Individualgesellschaft erprobt.

Wells Coates nannte sein 1933/34 in London realisiertes Isokon Building explizit ein «Experiment für kollektives Wohnen». Im Gegensatz zu dem Wiener Beispiel war die Reduzierung des privaten Haushaltes nicht mit der Idee einer Siedlungsgemeinschaft verbunden. Vielmehr ging es dabei um die Unterstützung eines individuellen Lebensstils, der von der als lästig empfundenen Hausarbeit entlastet, den ungezwungenen Austausch mit einem

⁹ Häussermann, H. & Siebel, W. (2000). S. 123

gewünschten städtischen Milieu suchte. Um diesen Austausch zu ermöglichen, umfasste das Wohnkonzept auch eine öffentlich zugängliche Bar, welche die einzelnen Kleinhaushalte mit der Stadtöffentlichkeit vernetzte. Auch hier schlägt sich dieser experimentelle Ansatz nicht nur in einem souveränen Umgang mit kompakten Platzverhältnissen, sondern auch in einem ausgeklügelten Dienstleistungsangebot nieder. So durchdacht diese Wohnkonzepte auch waren, so hatten sie freilich auch ihre Tücken. Während die einen darin eine ideale Wohnform sahen, empfanden andere das Leben in solchen Wohnungen als durchrationalisiert und beengend.

Dass diese Wohnform jenseits von ideologischem Reformdruck einem konkreten Bedarf entsprach, bestätigt ein Anfang der 1940er Jahre für Künstler und Intellektuelle entworfenes Apartmentgebäude des italienischen Architekten Luigi Piccinato.¹⁰ In ihrem Artikel «Casa e nuclei abitativi a Roma»¹¹ von 1943 würdigte die Architektin Lina Bo Bardi, dass das Projekt den «realen und praktischen Bedürfnissen des zeitgenössischen Lebens und nicht einem propagandistischen Modernismus exzentrischer Ideen» entspreche.¹² Auch hier wurden die als Studios bezeichneten kleinen Wohneinheiten um zentrale Serviceeinrichtungen ergänzt, wie beispielsweise ein Restaurant, eine Bar und eine Gemeinschaftsküche sowie ein gemeinschaftlich nutzbares Wohnzimmer und eine Bibliothek. Die Wohneinheiten wurden jedoch nicht nur von Künstlern bewohnt, sondern auch von kleinen Familien oder Arbeitern, was wiederum bedeutet, dass diese Art von Wohnraum für verschiedene Haushaltsformen interessant war.

Diesen in kleinen Haushalten organisierten Lebensweisen entsprach nicht zuletzt eine verstärkte Interaktion von Stadt und Wohnen. Umgekehrt schaffen gerade solche kleinen Wohneinheiten in Kombination mit klassischen Familienwohnungen jene heterogene Bewohnerschaft, die für Städte charakteristisch und existenziell ist. Ein ikonisches Beispiel hierfür ist das in den 1950er Jahren von Oscar Niemeyer und Carlos Lemos entworfene Edifício Copan in der brasilianischen Metropole São Paulo. Hier wurden auf einer Fläche von 120.000 Quadratmetern insgesamt 1160 Wohneinheiten unterschiedlicher Grösse organisiert. Die kleinste Wohneinheit, die sogenannte Kitchenette, macht dabei fast die Hälfte der Wohnungen aus. Die Bewohner*innen der kompakten Einraumwohnung mit einer Fläche von ca. 29 Quadratmetern profitieren dabei nicht nur von einer heterogenen Nachbarschaft, sondern auch von einem infrastrukturell gut funktionierenden Quartier. Das Edifício Copan ist auch heute ein Gebäude, das sehr eng mit der Stadt verbunden ist und von der breiten Stadtöffentlichkeit genutzt wird. So ist das Erdgeschoss von Edifício Copan vollständig gewerblich genutzt und beherbergt mehr als 70 Einrichtungen, wie beispielsweise Restaurants, Cafés, Kino, Wäscheservice oder Friseure.

¹⁰ <http://www.archidiap.com/opera/casa-albergo/>

¹¹ Bo Bardi, L.. A moradia nos bairros habitacionais de Roma. In: B., Rubino, S., & Grinover, M. (2009). Lina por escrito. São Paulo, Brasilien: Cosac Naify. (Ursprünglich publiziert: Bo, L. (1943). Casa a nuclei abitativi a Roma. Lo Stile, Mailand, Juli (31), (S.15–20).

¹² B., Rubino, S., & Grinover, M. (2009). S.42 (eigene Übersetzung aus dem Portugiesischen)



1
Edifício Copan,
São Paulo.

Projekt:
Oscar Niemeyer
und Carlos Lemos.

Foto:
Fernando
Stankuns,
São Paulo.

Das Edifício Copan (Abb.1) wurde zu einer der Ikonen der Expansion und Vertikalisierung der Stadt São Paulo. Der Erfolg dieses Betriebskonzepts beruht nicht zuletzt darauf, dass das umfangreiche Nutzungsangebot im Erdgeschoss eine enge Allianz mit der Stadt bildet und bis heute den diversen Lebensstilen stadtliebender Menschen entspricht. Diese Offenheit für kleine Revolutionen im städtischen Alltag zeigt sich auch in der vielfältigen Aneignung der Kleinwohnungen, wo die Nutzer*innen selbst Hand anlegen dürfen. Den knappen Platzverhältnissen steht eine grosse Offenheit der Aneignung gegenüber. Im Gegensatz zu den eingangs erwähnten Beispielen, wo die durchrationalisierte Kleinwohnung auch als funktionale Bevormundung empfunden werden konnte, regen die Wohnungen im Edifício Copan geradezu an, durch individuelle Gestaltungsmaßnahmen das Maximum aus dem Minimum herauszuholen. Diese Spannung zwischen Effizienz und Spielraum ist denn auch die eigentliche Herausforderung des Mikrowohnens.

Die Frage ist nicht so sehr, wie viel Quadratmeter genügen, sondern wie viel Spielraum jenseits der Quadratmeterzahl bleibt. Es geht also nicht darum, wie klein eine Küche ist oder wie gross eine Schlafnische, sondern was sie über ihre Funktion hinaus auch noch sein dürfen. Vor dem Hintergrund der bereits erwähnten Ausdifferenzierung der Lebensstile gewinnt die Frage nach dem Raum für unerwarteten Gebrauch und unvorhersehbare Ereignisse umso mehr an Bedeutung.

Was kleinen Wohnungen wahre Grösse geben kann, ist unter anderem der Aneignungsspielraum. Die aktuell realisierten Kleinstwohnungen zeichnen sich indessen durch einen hohen Grad an programmatischer und ästhetischer Bestimmtheit aus. Bleibt da noch Platz für individuelle Deutung? Wann also sind Mikrowohnungen «small and beautiful»? Wie können kleinmassstäbliche Strukturen den Lebenswirklichkeiten der Bewohner*innen

besser entsprechen und damit auch zu einer höheren Identifikation beitragen?

Die Antwort ist einfach und komplex zugleich. Es ist unabdingbar, die widersprüchlichen und wandelbaren Bedürfnisse der Bewohner*innen kreativ und lustvoll aufzunehmen und auch in kleinräumigen Strukturen vielfältig nutzbaren Wohnraum anzubieten, der die Optionen der Bewohner*innen in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens erweitert. Dieser Wohnraum reduziert sich nicht auf die «eigenen vier Wände», sondern dehnt sich auf andere Lebensräume aus: die Hausgemeinschaft, die Nachbarschaft, das Quartier, den Aussenraum und die ganze Stadt. Damit hat Mikrowohnen also auch eine urbanistische Dimension: Im Mikrowohnen müssen die Stadt und ihr Angebot mitgedacht werden. Umgekehrt sollte im Mikrowohnen der mögliche Gebrauch und die Aneignung des Stadtraums und seiner Infrastrukturen bedacht sein. Also wer nutzt welche städtischen Räume und Angebote konkret? Und wie können Kleinstwohnungen einen Beitrag zur sozialen Durchmischung der Stadt leisten, indem sie beispielsweise erschwinglichen Wohnraum in attraktiven Lagen bieten?

Unterschiedliche Lebensstile und Haushaltsformen wollen in ihren Bedürfnissen berücksichtigt werden und erfordern unterschiedliche räumliche und programmatische Reaktionen. Auch heute ist das Wohnen ein Grundbedürfnis, das für viele Menschen nur unzureichend gedeckt ist. Die grosse Nachfrage insbesondere nach bezahlbarem kompakten Wohnraum kann als Chance und Herausforderung gesehen werden, Wohnen neu zu denken, um den Wünschen und Bedürfnissen der Bewohner*innen besser zu entsprechen und einen zukunftsfähigen Umgang mit den bestehenden Ressourcen zu finden. Aus diesen Überlegungen heraus sollen im Folgenden fünf Punkte vorgeschlagen werden, die zu einem kreativen Impuls in der Beschäftigung mit dem Mikrowohnen verhelfen können.

Grosszügigkeit im Kleinen: Fünf Punkte

Mikrowohnen ist selten eine Frage der persönlichen Präferenzen, sondern für die meisten Menschen eine Frage der Notwendigkeit. Gerade deshalb ist es wichtig, fantasievoll Möglichkeiten auszuloten, die dem Mikrowohnen einen Mehrwert verleihen können und dem individuellen Wohnalltag einen neuen Reichtum zurückbringen, also: mit unterschiedlichen Räumen, Zwischenräumen und Gebrauchswerten ein breites Spektrum an Deutungs- und Nutzungsmöglichkeiten bieten.¹ Weil die Wohnbedürfnisse – wie oben beschrieben – so unterschiedlich und wandelbar sind, kann es die All-in-One-Lösung für das Mikrowohnen nicht geben, vielmehr sind Strategien gefragt, die mit «lebensweltlichen Situationen und den Möglichkeiten der Veränderung»² umgehen können.

In diesem Sinne verstehen sich die nachfolgend genannten fünf Punkte als kreativer Impuls und weniger als Programm. Für jeden der fünf Punkte werden einige architektonische Lösungen vorgestellt, die wir für Wohnungen mit reduzierter Fläche als interessant erachten. Die vorgestellten Projekte sind nicht immer Mikro-Apartments, aber sie können Inspirationen für diese Art von Wohnraum bringen.

¹ Vgl. Hubeli, E. & Koch, M. (2006). Reflexionen über Innovationen im Wohnungsbau. Materialien und Positionen für eine Debatte. Abgerufen von <https://www.aramis.admin.ch/Default.aspx?DocumentID=130&Load=true> (Abrufdatum: 08.06.2020)

² Jonas, W. (2014): Research for Uncertainty. Überlegungen zur Forschung durch Design. In: Buchert, M. (Hrsg.). Reflexives Entwerfen. Reflexive Design. Berlin: Jovis. S. 75

Vernetzung

«Das Wohnen ist ein Hervorbringen von Fäden, die ihrerseits die Vernetzungen und Gewebe, die Texturen des Wohnens – und damit der Welt als einer bewohnten – ausmachen.»¹

Mit Hilfe einer klugen Vernetzung kann der Wohnraum je nach Bedürfnis wachsen, obwohl die Wände bleiben – sei es durch ein Angebot von Zusatzräumen innerhalb der Siedlung, wie etwa Arbeits- und Bastelräume, Jokerzimmer oder einen Gemeinschaftsraum für einen grösseren Anlass. Im Massstab des Stadtquartiers findet das Wohnen ebenfalls seine Fortsetzung, angefangen vom Café um die Ecke bis hin zur Bibliothek und dem Gemeinschaftsgarten oder der Lesebank im Stadtpark. Unser Lebensweltradius geht stets über die eigenen vier Wände hinaus. Wir vernetzen unsere Wohnung entsprechend unserer alltäglichen Tätigkeiten und Gewohnheiten.

Im aktuellen Diskurs um Microliving wird mit Recht immer wieder darauf hingewiesen, dass der Erfolg dieser Wohnformen in hohem Masse von Zusatzangeboten abhängig ist: Welche Möglichkeiten bietet die Wohnung und was findet ausserhalb der Wohnung statt? Es ist im besten Fall ein sich gegenseitig bereicherndes Wechselspiel. Vor diesem Hintergrund wird insbesondere das Microliving als eine an die Stadt geknüpfte Wohnform propagiert. Allerdings lassen sich hier zum Teil widersprüchliche Tendenzen festmachen: Denn setzt man Urbanität mit sozialer und kultureller Vielfalt gleich, müsste diese Wohnform für eine breitere Nutzergruppe erschwinglich sein. Nur wer weniger für die Miete ausgibt, hat tatsächlich mehr Möglichkeiten für Initiative und die Teilnahme an einem vielfältigen Stadtleben. Paradoxerweise jedoch tragen nicht wenige Microliving-Projekte eher dazu bei, durch ihren Fokus auf gut verdienende Berufstätige bestimmter Sparten an einem Verlust an eben dieser städtischen Vielfalt mitzuwirken, welche für die wohnungsübergreifende Vernetzung so wichtig wäre. Es bliebe deshalb wünschenswert, mit einem differenzierteren Wohnungsangebot verschiedene Lebensstile anzusprechen und sich infrastrukturell mit der Stadt zu vernetzen. Nur so kann Microliving sein Versprechen einlösen, Räume neu zu nutzen, um intelligent zu sparen, Konventionen zu hinterfragen und andere Formen von Mehrwert zu schaffen.

¹ Guzzoni, U. (2017). S. 35



Ein Beispiel, wie Microliving nicht isoliert, sondern innerhalb eines breit gefächerten Wohnungsspiegels eingebettet ist, zeigt die Siedlung Brahmshof des Architekten Walter Fischer in Zürich. Ein umlaufender Laubengang (Abb. 2 und 3) vernetzt die Kleinwohnungen im wahrsten Sinne des Wortes mit einer bunt gemischten Nachbarschaft verschiedener Haushaltsgrössen. Zahlreiche Zusatzangebote, wie etwa separat zumietbare Gästezimmer, ein Quartiersbistro, Bastelräume, Büros und Gewerberäume sowie ein sozial und infrastrukturell gut funktionierendes Quartier sind selbstverständlicher Bestandteil der Wohnung.

Wie eine raumerweiternde Vernetzung kleiner Wohnungen mit dem Umfeld über einen programmoffenen und vielfältig nutzbaren Freiraum gelingen kann, zeigt das Projekt Yokohama Apartments des Architekturbüros On Design Partners in Kanagawa (Japan). Vier Kleinstwohnungen unter einem Dach vernetzen sich über einen gemeinschaftlich nutzbaren, überdachten Freiraum, der gleichzeitig Küche, Spielplatz, Arbeitsraum, Garten und Ruhezone für alle ist. Privatsphäre und Öffentlichkeit sind hier keine Frage von «entweder – oder», sondern immer wieder verschiedenartig neu gestaltbar. Das Haus wird so zu einem aktiven Stadtbaustein, der Beziehungsreichtum und Vernetzung auch über die eigenen vier Wände hinaus stimuliert.

2 - 3
Siedlung
Brahmshof,
Zürich.

Projekt:
Walter Fischer
Kuhn Fischer
Partner
Architekten,
Zürich.

Fotos:
Andréa Zemp
Nascimento

Improvisation

«Das moderne Haus soll seinem Bewohner die größtmögliche Freiheit geben, das heißt, so viel, dass er nicht durch Räume zu einer steifen Lebenshaltung gezwungen wird.»¹

Der Begriff «Improvisation» ist auf das italienische Wort *improvviso* zurückzuführen und bedeutet so viel wie unmittelbar, unvorhergesehen oder unerwartet. In der Kunst werden unvorbereitete und spontane Darstellungen als Improvisationen bezeichnet. Improvisationen fordern immer auch die individuelle Interpretationsfähigkeit heraus und sind eng mit der Persönlichkeit und dem Gestaltungswillen der Künstler verbunden: Jeder Künstler interpretiert und improvisiert zugleich und erkundet über die freie, nicht fremd-, sondern eigenbestimmte Improvisation seinen individuellen Spielraum. Auch im Wohnen geht es um die Fragen, inwieweit «Unbekanntes und Unberechenbares Raum finden können»² und wie Spielräume für den Gebrauch und die individuelle Deutung von Räumen ermöglicht werden. Es ist nach wie vor üblich, die Brauchbarkeit kleiner Wohnungen mit einer möglichst effizienten räumlichen Zonierung zu garantieren. Damit gehen aber oft eine Reduzierung von Vielfalt und ein Zurückdrängen von Anpassbarkeit einher. Es stellt sich also immer wieder die Frage, wie viel Spielraum bei so viel Effizienz noch bleibt. Aus der Architekturpsychologie ist bekannt, dass das Gefühl für verfügbaren Raum nicht vornehmlich von der Wohnfläche abhängig ist, sondern vielmehr von der Möglichkeit, sich diesen Raum anzueignen. Das würde heissen, dass gerade kleine Wohnflächen nicht so sehr von Effizienz, sondern von Spielräumen und Redundanzen profitieren.

Gerade bei einer kleinen Wohnung sollte Effizienz nicht zu Lasten von Mehrdeutigkeit und Vielfalt gehen. Improvisieren ist ein wichtiges Werkzeug, unseren Alltag zu bewältigen. Die Frage, die sich speziell an Planende richtet, ist daher nicht so sehr, wie man kleine Flächen optimiert, sondern wo man welche Spielräume für Improvisation anbietet. Spielraum heisst Überschüsse einzubauen, die nicht nur in der Wohnung selbst, sondern auch in wohnungsnahen Zwischen- und Erschliessungsräumen liegen können und individuelle Grenzverschiebungen zwischen innen und aussen zulassen. Gerade solche vermeintlichen Platzverschwendungen stellen sich

¹ Spalt, J. & Czech, H. (1981). Josef Frank. 1885–1967. Möbel, Geräte und Theoretisches. Wien: Löcker Verlag. S. 162

² Hubeli, E. (2020). S. 163



4
Sargfabrik, Wien.

Projekt:
BKK-3
Architekten,
Wien - Hamburg.

Foto:
Hertha Hurnaus,
Wien.

im Alltag als ungemein wertvoll dar. Optimieren heisst nicht, den Raum möglichst effizient zu konfigurieren, sondern die maximale Anzahl an Möglichkeiten anzubieten.

Wie eine «massgeschneiderte» Optimierung zu einem Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt führt, zeigen die Wohnzellen im berühmten Nakagin Capsule Tower, der 1972 von Kisho Kurokawa entworfen wurde. Ernst Hubeli fasst die Bedeutung von individuellen Improvisations- und Aneignungsmöglichkeiten sehr treffend zusammen, wenn er für das Wohnen im 21. Jahrhundert fordert: «Gib mir einen Reichtum an Möglichkeiten, den Rest mache ich selbst!»³ Hubeli weist mit dieser Forderung auch auf ein grosses – bisher häufig vernachlässigtes – Potenzial hin, das gerade im Mikrowohnen unbedingt Raum erhalten sollte: die Fantasie, der Einfallsreichtum und die Erfindungsgabe der Bewohner*innen.

Das von BKK-3 Architekten im Jahr 2000 realisierte Projekt «Sargfabrik» in Wien nimmt diesen Gedanken beispielhaft auf. Die kompakten Wohneinheiten sind als nutzungsoffene Raumsulpturen mit unterschiedlichen Raumproportionen und variierenden Raumhöhen zwischen 2.26 Meter und 3.12 Meter gestaltet (Abb.4). Es gibt keine klaren Raum-Funktion-Bestimmungen und die Plastizität der Räume fordert die Improvisationsfähigkeit und den Einfallsreichtum der Bewohner*innen geradezu heraus.

³ Ebd. S. 86

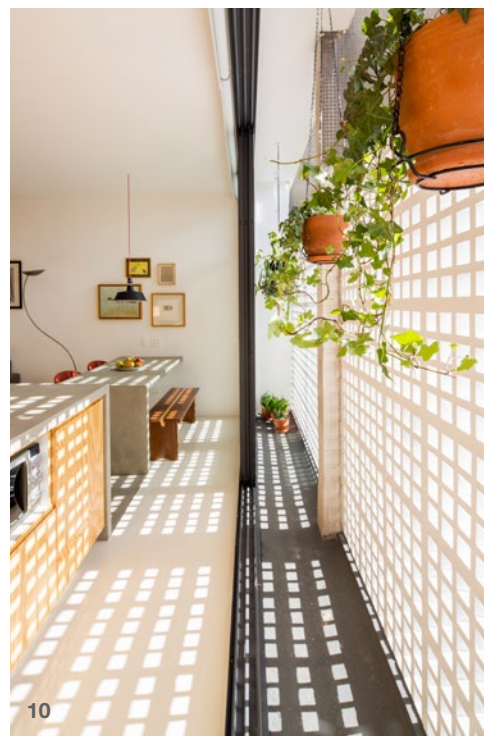
Einzigartigkeit

«Der vermeintlich nutzlose Raum ist wertvoll. Ihm sind Möglichkeiten und symbolische Überschüsse eingeschrieben – eine angereicherte Komplexität, die Unbekanntes antizipiert.»¹

Wohnqualität ist nicht einfach proportional zur Wohnfläche, sondern wird gerade auch von den grossen und kleinen Freuden des Alltags bestimmt: eine besonders vielfältige Erschliessungssituation, bei der der tägliche Weg in die eigene Wohnung zum kleinen Erlebnis wird, ein besonderes baulich-räumliches Detail wie etwa eine Sitznische in einer tiefen Fensterlaibung, eine überraschende Raumhöhe oder ein differenzierter Umgang mit Bodenniveaus. Solche Eigenschaften können der kleinen Wohnung einen einzigartigen Charakter verleihen. Manchmal kann ein kleines Detail den Unterschied in der Gesamtqualität des Raumes ausmachen.

Wie eine raumhaltige Fassadenschicht Einzigartigkeit erzeugen kann, zeigt das Umbauprojekt des Architekten-Kollektivs Grupo Garoa für eine Mikrowohnung von 35 Quadratmetern im Edifício Copan in São Paulo (Abb. 5 bis 13). Die Fassade des Gebäudes besteht aus zwei Schichten: Hohlelemente aus Beton bilden die äusserste Schicht und filtern das direkte Licht (Abb. 7); ursprünglich bestand die zweite Schicht dahinter aus einer geschlossenen Fensterfront aus Glas (Abb. 13). Nur auf Brüstungshöhe waren die Fenster zu öffnen. Dieser unzugängliche Fassadenzwischenraum sorgte bereits für den optischen Eindruck, dass der Raum tiefer wäre. Beim Umbau nutzten die Architekten dieses Potenzial der raumhaltigen Fassadenschicht, indem sie die ursprünglich geschlossene Fensterfront durch grossflächige Glasschiebetüren ersetzten (Abb. 8 bis 10). So ermöglichten sie die Zugänglichkeit in diesen Zwischenraum und schufen trotz der geringen Tiefe eine einzigartige Situation des Wohnens im Freien.

¹ Ebd. S. 166



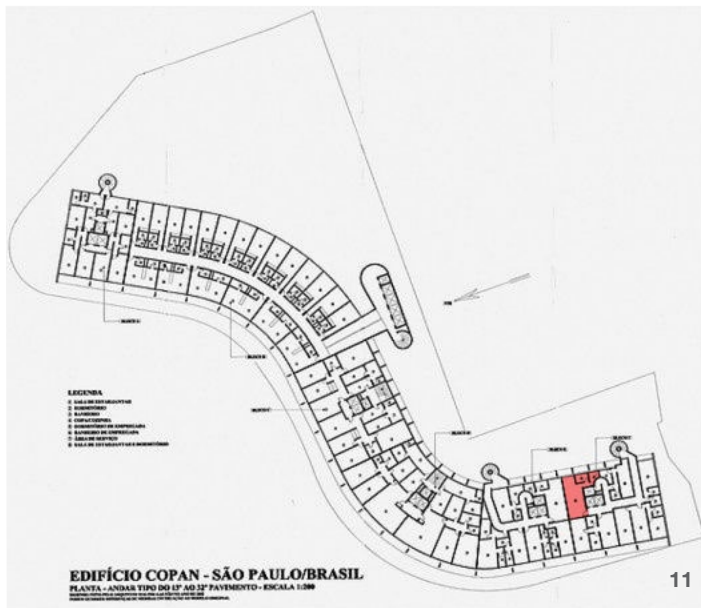
5, 6, 8, 9, 10
Kitnet
Edifício Copan,
São Paulo.

Projekt: Grupo
Garoa Arquitetos,
São Paulo.

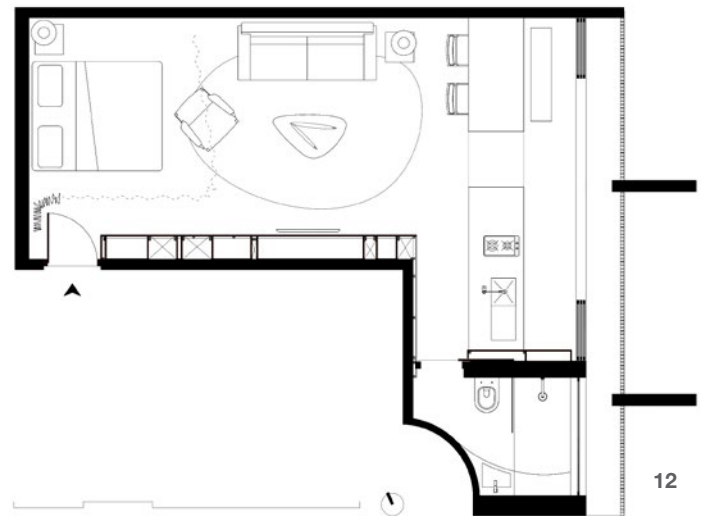
Fotos:
Pedro Napolitano
Prata, São Paulo.

7
Rückfassade
Edifício Copan.

Foto:
Fernando
Stankuns,
São Paulo.



11



12

11
Grundriss
Edifício Copan,
São Paulo.

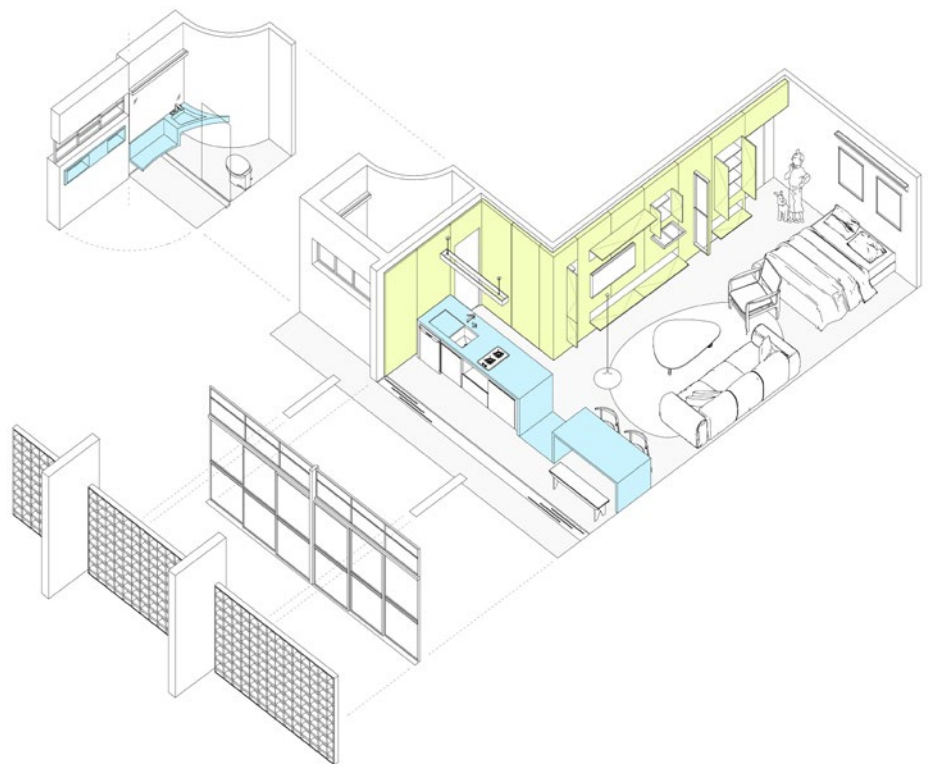
Quelle: Grupo
Garoa Architetos,
São Paulo.

12
Grundriss
Kitnet Copan,
São Paulo.

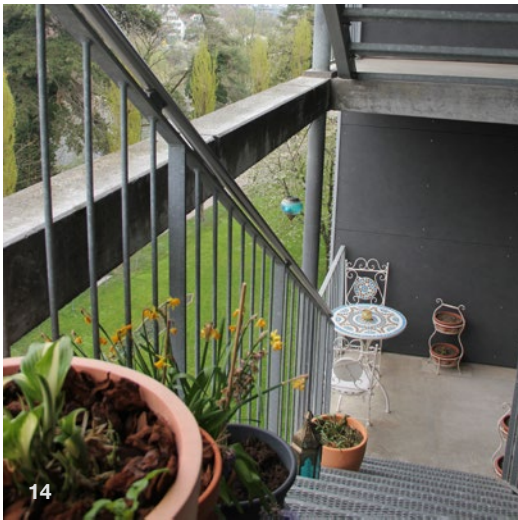
Projekt:
Grupo Garoa
Architetos,
São Paulo.

13
Perspektive
Kitnet Copan,
São Paulo.

Projekt:
Grupo Garoa
Architetos,
São Paulo.



13



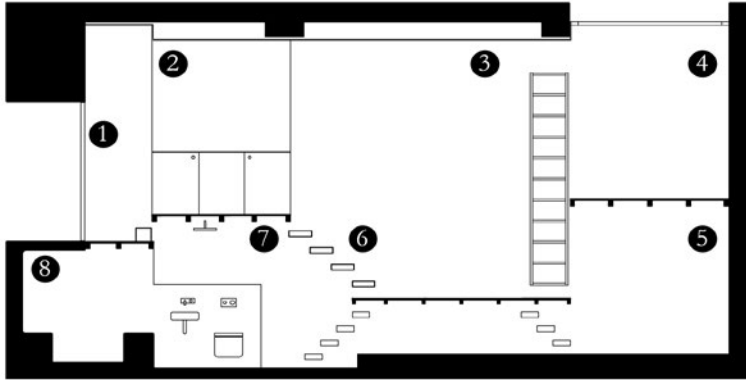
Wieso immer das geschlossene Treppenhaus? In der Überbauung Limmatwest in Zürich des Architekten Walter Fischer schaffen offene Treppenhäuser mit Blick auf den Fluss einen aussergewöhnlichen Aussenraum, der über seine Erschliessungsfunktion hinaus als Wohnungserweiterung angeeignet werden darf. Schliesslich erhält dieser Raum seine wohnliche Atmosphäre durch die privaten Sitzmöbel und das private Topfgrün (Abb. 14 und 15), das diesen Raum regelrecht in Beschlag nimmt. Diese einzigartige Situation vor der eigenen Haustür wird nicht zuletzt durch eine raumerweiternde Hausordnung ermöglicht.

Dass in ungewöhnlichen Raumproportionen das Potenzial für Einzigartigkeit steckt, beweisen die Architekten von MYCC. In ihrem Projekt für eine Singlewohnung im Madrid von nur 20 Quadratmetern Grundfläche nutzten sie die grosszügige Raumhöhe von 5 Metern, um eine räumlich abwechslungsreiche Wohnlandschaft auf verschiedenen Plattformen zu organisieren (Abb. 16 und 18). Wobei die einzelnen Ebenen so angeordnet sind, dass die gesamte Raumhöhe stets erlebbar ist. Die Höhenwirkung wird durch ein grossflächiges Oberlicht verstärkt (Abb. 16 und 17), der freie Blick in den Himmel wirkt raumerweiternd und schafft eine einzigartige Lichtstimmung.

14 - 15
Siedlung
Limmatwest,
Zürich.

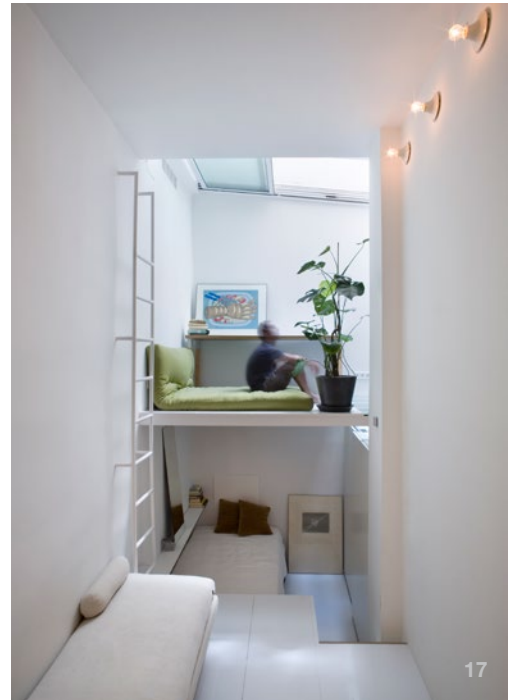
Projekt:
Walter Fischer
Kuhn Fischer
Partner
Architekten,
Zürich.

Fotos:
Richard Zemp



1.access high; 2.walk-through kitchen; 3.kind of living; 4.light chill-out
5.office bedroom 6.contemplative stands; 7.xl bathroom; 8.hammam

16



17

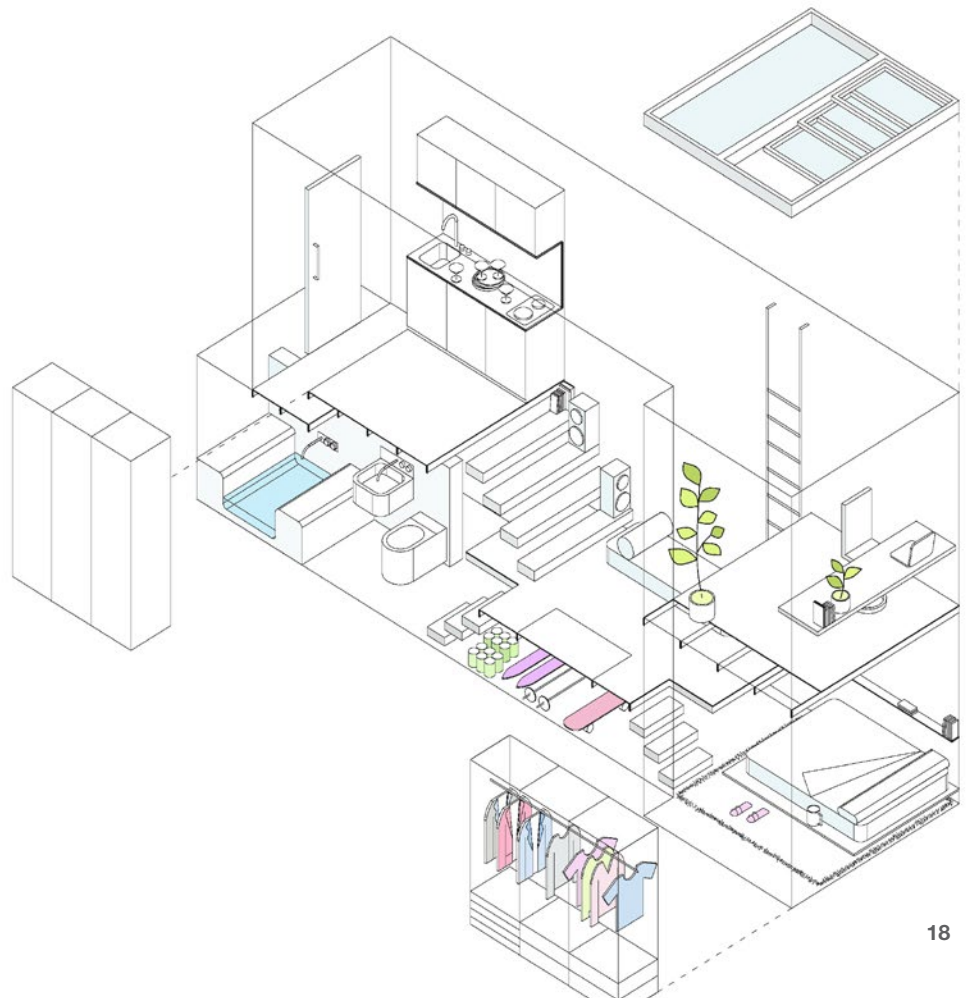
16; 18
Schnitt und
Perspektive der
Wohnung 100m³,
Madrid.

Projekt:
MYCC
Architekten,
Madrid.

17
Wohnung 100m³

Projekt:
MYCC
Architekten,
Madrid.

Foto:
Elena Almagro,
Madrid.



18

«Was könnte eine Wand noch sein? (...) Der Name stammt vom Althochdeutschen uonedh, was mit Lehm bestrichenen Geflecht bedeutet. Das ist interessant; die Wand war, anders, als wir heute denken, etwas Textiles, ein Geflecht, ein Gewebe; (...). In allen Fällen ist der Wohnraum nichts statisches, sondern etwas Mobiles, Flexibles, das sich seiner Umgebung anpasst, ein Haus auf halbem Weg zum Zelt.»¹

Eine wichtige Strategie in kleinen Wohnungen ist die der zeitlichen und nicht örtlichen Trennung von Funktionen. Tätigkeiten sind also nicht verschiedenen Raumeinheiten zugeordnet, sondern als Möglichkeiten in einem einzigen veränderbaren Raum enthalten. Indem die raumbildenden Elemente nicht statisch, sondern beweglich gedacht werden, kann der gleiche Raum immer wieder neu «umprogrammiert» und neu dimensioniert werden. So entfaltet er im Gebrauch eine grosse Nutzungsvielfalt. Wände und Einbauten können verschiebbar oder nach dem Prinzip des «Taschenmessers» aus- und einklappbar sein.

Im All I Own House organisieren die Architekten von PKMN aus Madrid (aktuell Enorme Studio und EEEstudio) auf knapper Fläche vier verschiedene Raumkonfigurationen, welche jeweils verschiedene Nutzungsmöglichkeiten anbieten. Erlaubt wird dies durch ein ausgeklügeltes Schienensystem an der Decke, an welches mobile Raumteiler aufgehängt sind. Als Inspiration dürften wohl Hängeregale gedient haben, wie sie in vielen Bibliotheken und Archiven verwendet werden. Frei verschiebbar, machen diese raumhaltigen Elemente weitere Möbel überflüssig (Abb. 19 und 20). Mal bilden sie ein Schlafzimmer mit Klappbett (Abb. 21), mal dienen sie als Aufenthalts- oder Arbeitsbereich mit Wandtafel und Bücherregal (Abb. 22), mal als Essbereich mit klappbarem Tisch (Abb. 23), mal als Ankleide neben dem Badezimmer. Indem sämtliche Funktionen in dieser wandelbaren Raumschicht integriert sind, wird der angrenzende Bereich freigespielt und fungiert ebenfalls als Möglichkeitsraum.

Obschon eine permanente räumliche Trennung zwischen den einzelnen Nutzungsbereichen fehlt, wird sie nicht aufgehoben. Vielmehr kann der Flächenanspruch dosiert werden und die Wohnung ist ständig in Bewegung. So kann die Küche zum Beispiel nach dem Mittagessen zugunsten des Arbeitszimmers etwa verkleinert werden.

¹ Maak, N. (2014). S. 105



19 - 23

Projekt:
PKMN (aktuell
Enorme Studio und
EEEstudio)
Madrid

Fotos:
Javier de Paz García
www.estudioballoon.es
Instagram:
[@javierdepazgarcia](https://www.instagram.com/javierdepazgarcia)



Das Architekturbüro Elii aus Madrid zeigt in mehreren Umbauprojekten madrilenischer Mikrowohnungen, wie man aus noch so kleiner Fläche die höchste Vielfalt an Nutzungsmöglichkeiten auf eine spielerische Weise entfalten kann. Ihre klapp- und schiebbaren Raumelemente entpuppen sich im Gebrauch als wahre Raumspielzeuge.

Im Projekt Biombombastic spielt beispielsweise der Paravent (span. Biombo) eine wichtige Rolle. Mittels eines einzigen dreiteiligen verschieb- und klappbaren Paravents kann die Einraumwohnung von 25 Quadratmetern unterteilt werden (Abb. 24 bis 26). Der obere Teil des Paravents besteht aus Polycarbonat, damit das Licht in die abgeteilten Bereiche hindurchtreten kann, während der untere Teil opak ist. In seiner Erscheinung ähnelt er den typischen Wänden japanischer Häuser aus durchscheinendem Papier. Er läuft auf Holzschienen im Boden, die die Teilungsmöglichkeiten anzeigen und dem Projekt gleichzeitig einen spielerischen Ausdruck geben, allein schon deshalb, weil sie nicht orthogonal verlaufen. Ein Klappbett (Abb. 27) und ein Klapptisch sind ebenfalls Teil des Projekts.

24 - 27
Wohnung
Biombombastic,
Madrid.

Projekt:
Architekturbüro
Elii, Madrid.

Fotos:
ImagenSubliminal
Miguel de Guzmán
+ Rocío Romero,
Madrid.

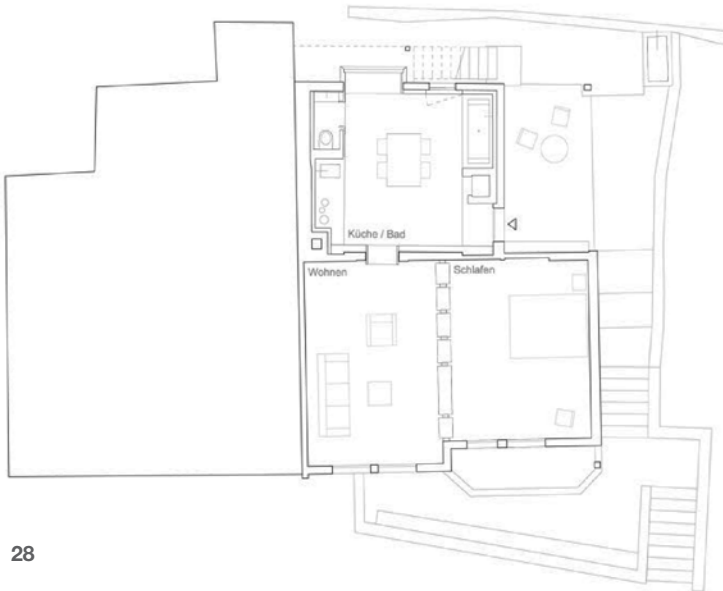
Mehrdeutigkeit

«(...) eine Form, die für verschiedene Zwecke verwendet werden kann, ohne dass sie selber verändert werden muss, so dass mit minimaler Flexibilität eine optimale Lösung erzielt werden kann.»¹

Ein wichtiges Mittel, auf knappem Raum Platz für unterschiedliche Tätigkeiten zu schaffen, ist die Mehrdeutigkeit. Indem auf eindeutige Zuschreibung von Funktionen an bestimmte Räume und Objekte verzichtet wird, können verschiedene Tätigkeiten im gleichen Raum stattfinden – teilweise sogar zeitgleich. Der Entwurf einer Kleinwohnung bietet nicht nur die Gelegenheit, konventionelle Grundrisszonierungen zu hinterfragen, sondern auch die Möglichkeit, das gestalterische Repertoire zu erweitern.

Brauchen Baden und Kochen zwei getrennte Räume oder teilen sich beide Nutzungen einen gemeinsamen grosszügigeren Raum? Diese Überlegung veranlassten die Architekt*innen der Büros Lilitt Bollinger Studio und Alma Maki wohl, in ihrem Umbauprojekt Ebligen in Oberried (Schweiz) das überlieferte Bad in der Küche neu zu interpretieren (Abb 28 - siehe Küche/Bad). Entstanden ist ein mehrdeutiger Raum, der sich einer klaren Nutzungszuschreibung entzieht.

Ein ähnliches Konzept hat das slowenische Büro Kombinat Arhitekti mit dem Projekt Apartment AB in Wien umgesetzt. Kochen, Wohnen, Essen und Arbeiten sind als Möglichkeiten in einem einzigen Raum vorhanden. Eine lange Möbelzeile, die sich wie ein Fenstersims entlang der Aussenwand des Apartments erstreckt, schafft dabei genau diese Mehrdeutigkeit: Sie ist gleichzeitig Küche (Abb. 30 und 31), Schreibtisch, Sitzecke und Ablage (Abb. 29 und 31). Eine Art Chamäleon, das nach Lust und Laune die Stimmung der Bewohner*innen aufnimmt und Farbe bekennt.



28
Umbau
Ferienwohnung,
Ebligen.

Projekt:
Lilitt Bollinger
Studio &
Alma Maki



29 - 30
Apartment AB,
Wien.

Projekt:
Kombinat
Arhithekti
Ljubljana,
Slowenien.

Fotos:
Janez Marolt



31
Apartment AB,
Wien.
Ausschnitt aus
dem Grundriss.

Projekt:
Kombinat
Arhithekti
Ljubljana,
Slowenien.

Literatur

Bo Bardi, L. A moradia nos bairros habitacionais de Roma. In: B., Rubino, S., & Grinover, M. (2009). Lina por escrito. São Paulo, Brasilien: Cosac Naify. (Ursprünglich publiziert: Bo, L. (1943). Casa a nuclei abitativi a Roma. Lo Stile, Mailand, Juli (31), (S. 15–20).

Breit, S. & Gürtler, D. (2018). Microliving. Urbanes Wohnen im 21. Jahrhundert. Hrsg. v. Gottlieb Duttweiler Institut. Abgerufen von <https://www.gdi.ch/de/publikationen/studien-buecher/microliving> (Abrufdatum: 11.06.2020)

Fuhrhop, D. (2019). Einfach anders wohnen. Weinheim: Beltz Verlag

Gropius, W. (1930). Zusammenfassung des Vortrages «Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung» [1929]. In: «Die Wohnung für das Existenzminimum». Frankfurt: Englert & Schlosser. S.17–19

Guzzoni, U. (2017). Wohnen und Wandern. München: Verlag Karl Alber

Häussermann, H. & Siebel, W. (1996). Soziologie des Wohnens. Weinheim: Beltz Verlag

Hertzberger, H. (1999). Lições de Arquitetura (2nd ed.). São Paulo, Brasilien: Martins Fontes. (eigene Übersetzung aus dem Portugiesischen).

How much living space does the average household have in Japan? (12.08.2017). Abgerufen von <https://resources.realestate.co.jp/living/how-much-living-space-does-the-average-household-have-in-japan/> (Abrufdatum: 11.06.2020)

Hubeli, E. (2020). Die neue Krise der Städte. Zur Wohnungsfrage im 21. Jahrhundert. Zürich: Rotpunktverlag

Hubeli, E. & Koch, M. (2006). Reflexionen über Innovationen im Wohnungsbau. Materialien und Positionen für eine Debatte. Abgerufen von <https://www.aramis.admin.ch/Default.aspx?DocumentID=130&Load=true> (Abrufdatum: 08.06.2020)

Jonas, W. (2014). Research for Uncertainty. Überlegungen zur Forschung durch Design. In: Buchert, M. (Hrsg.). Reflexives Entwerfen. Reflexive Design. Berlin: Jovis. S. 72 - 104

Juppier, A. & Zemp, R. (2019). Vokabular des Zwischenraums. Gestaltungsmöglichkeiten von Rückzug und Interaktion in dichten Wohngebieten. Hrsg. v. Hochschule Luzern, Institut für Architektur (IAR) und Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP). Zürich: Park Books

Maak, N. (2014). Wohnkomplex. München: Carl Hanser Verlag.

Schnabl, L. (2017). Leben auf 5,78 Quadratmetern. In: Neue Zürcher Zeitung vom 27.09.2017. Abgerufen von <https://www.nzz.ch/gesellschaft/ein-monat-auf-578-quadratmetern-tokio-id.1314878> (Abrufdatum: 11.06.2020)

Schweizerische Eidgenossenschaft, Bundesamt für Statistik (Hrsg.). Szenarien zur Entwicklung der Haushalte 2017–2045. (Korrigierte Version, 24.11.2017). Abgerufen von <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/zukuenftige-entwicklung/haushaltsszenarien.assetdetail.3682859.html> (Abrufdatum: 11.06.2020)

Spalt, J. & Czech, H. (1981). Josef Frank. 1885–1967. Möbel, Geräte und Theoretisches. Wien: Löcker Verlag.

Yudina, A. & Krabbe, W. (2018). Homeoffice. 120 kreative Lösungen für das Arbeiten zuhause. München: Deutsche Verlags-Anstalt / Random House GmbH.

Zemp, R., Juppier, A. & Winterberger, F. (2019). Innovative Wohnformen. Kontext, Typologien und Konsequenzen. Hrsg. v. Hochschule Luzern – Technik & Architektur – Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) & Wohnbaugenossenschaften Schweiz – Regionalverband Zürich. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3518153> (Abrufdatum: 11.06.2020)

Autoren

ANGELIKA JUPPIEN (1963) ist freischaffende Architektin sowie Mitbegründerin und Partnerin im **kollektivort - Architektur | Raumforschung | Fotografie**, Zürich. Sie studierte Architektur an der RWTH in Aachen. Seit 2003 ist sie Professorin für Entwurf und Konstruktion im Bachelorstudiengang des Instituts für Architektur (IAR) an der Hochschule Luzern (HSLU) und seit 2015 Projektleiterin am Kompetenzzentrum für Typologie & Planung in Architektur (CCTP) der Hochschule Luzern - Technik & Architektur. Angelika Juppen ist Co-Autorin des Buches «Das Vokabular des Zwischenraums - Gestaltungsmöglichkeiten von Rückzug und Interaktion in dichten Wohngebieten» Park Books: Zürich 2019.

ANDRÉA ZEMP NASCIMENTO (1982) ist freischaffende Architektin und Kunst- und Kulturvermittlerin sowie Mitbegründerin und Partnerin im **kollektivort - Architektur | Raumforschung | Fotografie**, Zürich. Sie studierte Architektur und Städtebau an der FAU-USP in São Paulo, wo sie den Grad des Magister erlangte. In Zürich studierte sie Kunst- und Kulturvermittlung (MAS) an der ZHdK und absolvierte Weiterbildungskurse in Fotografie an der F+F. Andréa Zemp Nascimento ist seit 2016 Lehrbeauftragte im CAS Bedürfnisgerechtes Planen und Bauen an der Hochschule Luzern (HSLU) - Technik und Architektur. Sie ist Autorin des Buches «A criança e o arquiteto: quem aprende com quem?» (auf Deutsch «Das Kind und der Architekt: wer lernt von wem?») Annablume, FAPESP: São Paulo, 2019.

RICHARD ZEMP (1980) ist freischaffender Architekt sowie Mitbegründer und Partner im **kollektivort - Architektur | Raumforschung | Fotografie**, Zürich. Er studierte Architektur und Städtebau an der ZHAW in Winterthur und an der FAU-USP in São Paulo sowie Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH in Zürich. Richard Zemp verfasste Artikel und Kurzprosa für verschiedene Zeitschriften und ist seit 2015 an der Hochschule Luzern - Technik & Architektur angestellt, wo er als wissenschaftlicher Projektleiter forscht und einzelne Lehraufträge wahrnimmt. Er ist Co-Autor des Buches «Das Vokabular des Zwischenraums - Gestaltungsmöglichkeiten von Rückzug und Interaktion in dichten Wohngebieten» Park Books: Zürich, 2019 und Autor des Buches «Bauen als freie Arbeit», Dom Publishers: Berlin, 2020 (im Druck).

© Angelika Juppier, Andréa Zemp Nascimento, Richard Zemp
kollektivort - Architektur | Raumforschung | Fotografie

Herausgeber

Hawa Sliding Solutions AG
Untere Fischbachstrasse 4
8932 Mettmenstetten
Schweiz

Tel. +41 44 787 17 17
Fax +41 44 787 17 18
E-Mail: info@hawa.com

&

kollektivort
Architektur | Raumforschung | Fotografie
Brauerstrasse 51
8004 Zürich
E-Mail: kollektivort@gmail.com